

(Nachdruck verboten.)

## Vor dem Sturm.

46)

Roman von M. E. delle Grazie.

Wieder fühlte er, daß Jürz lächeln mußte, aus dem Ton seiner Worte und wie sie auf ihn zukamen. „Dös schon — dös schon. Wenn er's nit eing'frieren löst, hot er a Vernunft und freien Will'n, Euer Hochwür'd'n! I loss' mir's net eing'frier'n!“ Er erhob sich und die bisher gebeugte Gestalt schien im Dunkel plötzlich zu wachsen, wie aus einer geheimnisvollen Kraft hinaus, die Cyrill Weiß mit Grauen empfand und doch nicht bannen konnte.

Wieder blieb es eine Weile still. Resl mußte in der Küche Nicht gemacht haben, denn das Auf- und Niederzucken der brennenden Kienspanleuchte wurde auf dem Vorhang sichtbar, der die Glasfenster der Stubentür verhüllte, und warf durch das dünne Leinen auch in die Stube einen unsicheren Schein.

„Wenn Ihr Euch Eure Vernunft nicht trüben laßt, daß sie stets das Gottgewollte erkenne, und Euren Willen nie vom Bösen versuchen — wenn Ihr Euch wirklich so stark fühlst,“ sprach Cyrill Weiß mit bebender Stimme, „dann wird auch der Herr immer mit Euch sein!“

Langsam strich sich Jürz das weiße Gelock aus der Stirn, ließ die Hand wie ein Erwachender einen Augenblick auf den brennenden Augen ruhen. Vielleicht war es der plötzliche Lichtschein, der ihm wehtat — vielleicht das Licht, das aus den Worten des Priesters in das Dunkel seiner zerquälten Seele brach und ihn anrief, feierlich und mächtig, mit der Stimme vergangener Tage. Seine Brust hob und senkte sich, die bebende Rechte suchte die Hand des Pfarrers: „I donk' schön — i donk' schön, Euer Hochwür'd'n! Und was i no sog'n wollt'! . . .“ Er stierte eine Weile vor sich hin, atmete endlich lang und tief auf: „Glaub'n Euer Hochwür'd'n jo nit, daß i der Monn bin, der sich vom Birron was weiß oder — oder schworz machen löst. Nur — a Monn bin i ollerweil g'west. Niz für unguat, Hochwür'd'n.“

Durch die Fenster, die nach der Straße gingen, fiel ein kalter, zitternder Streifen. Es war der volle Mond, der draußen am nächtlichen Himmel emporstieg über all den Frost und das tote Schweigen, das die Erde in seinem Wonn hielt. Gerade zwischen die beiden legte sich der blanke Strahl, lag da, wie vom Himmel selbst herabgeschickt, um die beiden zu trennen — fremd und kalt.

„Der kommt über's Grab meiner Annaliese her!“ dachte Jürz. Und wieder war ihm, als höre er ihre Stimme, die aus ihrer Einsamkeit nach ihm rief — Tag und Nacht und Nacht und Tag: „Vater!“ Aber etwas im Ausdruck von Jürz Augen mußte dem Pfarrer doch aufgefallen sein.

„Ihr wolltet noch etwas sagen, Jilly-Better?“  
„Nan, nan, Hochwür'd'n . . . i hob nur g'moant, es ruft m'r wer.“

Cyrill Weiß sah ihn hell und durchdringend an: „Meint Ihr nicht, daß Ihr doch zu viel allein seid mit dem — mit dem Schweren, das Euch betroffen, Jilly-Better? Da neulich ist mir Euer Bruder begegnet, der Hannes; der hat mir gesagt, daß Ihr ihm förmlich ausweicht. Und Ihr waret doch sonst immer ein Herz und eine Seele . . .?“

Wieder fuhr sich Jürz über die welke Stirn, wie einer, der das Gewesene nicht mehr begreift und das Gegenwärtige noch nicht faßt. „Dan Herz und oan Seel“, murmelte er. . . „Jo, jo, dös wor'n m'r amol, Euer Hochwür'd'n. Amol. Ober . . . z'erst hot uns die Resl ausanonderbrocht. Und irkt . . .“ Er stockte.

Langsam und weich griff der Priester nach seiner Hand. „Und jetzt? Was jetzt?“ forschte er leise.

„Mein Gott,“ erwiderte Jürz. „Zweni christli bin i eahm holt!“

„Das hätte der Hannes Euch gesagt?“  
„Nan, Euer Hochwür'd'n. Nit amol mer'n hot er mir's loss'n. Nur — ma g'spürt's holt dol Und dös tuat am no amol so weh!“

„Dann liegt es doch an Euch. Meint Ihr nicht?“  
„Vielleicht,“ nickte Jürz mit einem toten Lächeln, „vielleicht. Nur . . . dös is jo, Euer Hochwür'd'n: dem oan'n

lod't unser Herrgott oll's auf . . . die ondern dürfen dabei stehen und zuauschau'n. Und weil s' dabei stehen darf'n, so glaub'n i' z'leht, so darf'n oam a no dreinred'n. Und so ruaf'n s' ollerweil: Trog's, trog's. Unser Herrgott hot a sein Kreuz trog'n! Ober . . .“ und plötzlich glitt das unheimliche Lächeln seiner einsamen Stunden über Jürz Antlitz: „Trog'n muas s' do an irder alloan, Euer Hochwür'd'n!“

„Dann erlaubt, daß ich Euch dabei ein wenig helfe,“ erwiderte Cyrill Weiß. Und was sein Mund versprach, gelobte noch einmal sein Händedruck — aber Jürz Rechte lag kalt und steif in der seinen.

„Und nun — lebt wohl für heute!“  
„Guete Nacht und schön' Donk, Euer Hochwür'd'n.“ Damit öffnete Jürz die Tür, die in den Flur hinausführte. Er wollte es vermeiden, daß Resl noch einmal dazwischenkam. Auch die schwere, eichene Haustür riegelte er vor dem Pfarrer auf. Hier blieb er stehen mit gesenktem Haupt und ließ den Priester hinaustrreten.

Den Fuß schon auf der Straße, hielt Cyrill Weiß noch einmal an. Er war ein genauer Kenner des gestirnten Himmels — und das Bild, das die blitzende Winternacht ihm entgegenhielt, war von so überwältigender Größe und Schönheit, daß er wie verückt stehen blieb: „Schaut nur, Jilly-Better, schaut, wie herrlich! Und in dem allen ist Gott!“ Bewegt griff er zurück, faßte noch einmal Jürz Hand, froh, in diesem Augenblick einen Gefährten seines Entzündens zu finden, denn auch Jürz liebte die Sterne, er wußte es. Und in manch feierlicher Sommernacht hatte er sich von dem Priester die goldfunkelnden fernen Welten mit Namen nennen lassen. Auch jetzt sah Jürz empor — stumm, lange. „Wenn unser Herrgott nur nit gor so weit war!“ murmelte er tonlos vor sich hin. Und während er dem rasch dahinschreitenden Pfarrer nachsah, nickte er müde. „So weit, doß er nimmer z' uns find't und mir nimmer z' eahm . . . mit som't'm Pforrer!“

Langsam trat er ins Haus zurück, schob den Riegel vor. Als er sich aber wandte, um in die Stube zu schreiten, lag plötzlich ein zottiger Schatten auf dem Sand der Dielen. Breit und unbeweglich stand Birron unter der Tür, die in den Hof führte. Ein Anfall jähen Hasses packte den Bauer. Nun kam er ihm auch um diese Stunde! War es nicht genug, daß er sich täglich an seinem Tisch niederließ — ungerufen? Mußte er auch im Dunkel daherschleichen . . . auf leisen Sohlen, wie der gespenstische Hüter einer bösen Tat? „Nein, wie der Böse selbst!“ dachte Jürz. „Hund!“ hätte er am liebsten aufgeschrien. Aber durfte er denn? Der lachende Blick des Buchhändlers war sein Herr — jetzt und für lange.

Zimmerhin redte er sich höher. „Was willst no do?“  
„Hob' mir's denkt, hob' mir's denkt,“ grinste ihn Birron an. „Der Psoff wor do und irgt moanst, Du konst mi mit'n Weihwedl aufjau'n!“

Jürz Bähne nirschten aneinander. Dem antönnen! Ihn an die Gurgel fahren und so lange an dem hageren Kehlkopf herumwürgen, bis sein letzter Atemzug und sein letztes Drohen darin ersticken! Er schrak zusammen, griff sich wie besinnend an die pulsenden Schläfen. Was für Gedanken ihm kamen! Ihm siedend ins Bewußtsein schossen, daß ihm war, als spüre er das Feuer der Hölle. Dazu die Angst, daß jeden Augenblick die Magd aus der Küche treten könne, oder der Knecht, die jetzt Feierabend hatten und unter müßigem Geschäfer auf ihr Abendbrot warteten. Der Blick von den beiden, wenn er mit dem alten Buchhändler aufs neue in die Küche träte . . . Zum zweitenmal, an einem Tag!

Er atmete auf, knöpfte seine Foppe zusammen. „Kimm übri, in'n Stoll,“ sprach er gedämpft. „Zeb'n san m'r irkt alloan und können red'n!“

„Mein'weg'n,“ erwiderte Birron. „Ober Du maacht vor meiner geh'n!“

Und Jürz ging voran, gehorsam wie ein Knecht.

„Dobann, was willst?“ fragte er, als sie im Stoll waren.

„Z'erst gib m'r was!“

„I hob' D'r schon g'loht, daß i irkt nit in die Kuchl konn!“

„Im Keller host a was z' essen!“

Jürz Schultern sanken herab. Wortlos, willenlos machte er sich bereit, nach dem Keller zu schreiten.

„Nan, nan,“ wiederholte Birron belustigt hinter ihm her. „Weg'n meiner konnst schon dobleib'n.“

Jürü wandte sich ebenso mechanisch, starrte ihn an — toß, mit einer Pupille, in der die gespenstische Bläue des Mondlichts, das auch zu den Stalluken hereinsand, wie ein Strichlicht hin und her flackerte.

„I hob' nur seh'n woll'n, wer den Herrn Ortsrichter mehr in der Losch'n hot,“ höhnte Birron, „der Teufel oder unser Herrgott!“

„Sein kunnt'st schon!“ kam es heiser zurück. „Moanst?“ lachte der Strolch. „No ober, glaub' dess't Weg'n nur jo nit, daß i ent' eppa a' Mittag ausbleib', wonn's mi irkt a nit g'freut!“

„So long 's d' dos Maul holst, stopf' i Dir's gern!“ gab Jürü düster zurück. „Nur —“

„No,“ grimmassierte Birron. „Wos hot er also g'lagt, B'r Pfaff?“

„Mit mehr, als i mir schon long denkt hob,“ erwiderte Jürü mit einem stieren Blick.

Im Stall war es halb dunkel. Die Pferde standen vor ihren Futterraufen. Der Zuchthäusler saß auf der Pritsche des Knechtes. Eine dumpfe, stidige Wärme brütete ringsum, und wie unter ihrem Einfluß begann auch Jürüs Blut wieder zu kochen, als griffe das Dunkel und die ganze lauende Einsamkeit ringsum wie anspornend in seine Seele. „Tu's — tu's!“ schien es aus dem Heu zu wispeln, im Stroh zu rascheln. „Es sieht Dich niemand — niemand!“

Neben der Pritsche lehnte sonst die schwere Düngerqabel. Jürü wußte es. Wenn er die im Dunkel ertasten konnte und auf den Strolch losschlug . . . der Knecht kam noch lange nicht zurück. Die Tür lag fest im Schlosse.

„Wonn er irkt nix red'n möcht,“ dachte Jürü erbebend: „Doß i seine Stimm' nit hör'n müast, vielleicht gang's vorüber!“

In diesem Augenblick wandte eines der Pferde wie erstaunt das Haupt nach ihm, sah ihn an mit Augen, die groß und kindlich fragend im Mond aufleuchteten. Und — merkwürdig: der stumme, ruhige, geduldige Tierblick gab ihm wieder die Bestimmung zurück.

„Und wos host d' d' denkt?“ lachte Birron in sein Schweigen hinein.

„Doß d' mi ong'log'n host Lump!“ brach es aus Jürü hervor, laut, kräftig, seine ganze Mannheit von ehebem.

„Konntst jo dobeibleib'n, wonn i 's weitersog,“ kam es hämisch zurück.

Ja, das war es! Ob er und alle nun den Zuchthäusler der Lüge ziehen . . . weiterfagen konnte er es, so lang er noch einen Atem in sich hatte und immer wieder Jürüs Stolz und Jürüs Mannheit damit niederschlagen. Denn, was er auch vorbringen mochte, neben dem Zuchthäusler stand der Schatten seines toten Kindes und gab ihm recht — immer wieder, immer wieder. Brauchte er erst noch lange danach zu forschen? Er fühlte es: Birrons Drohung war nicht mehr, als die ganze, entsetzliche Wahrheit.

Gebrochen sank Jürü auf die Pritsche. Knapp neben dem Zuchthäusler saß er jetzt, der Ehrenmann, der einen Mörder einst ins Zuchthaus hineinprügeln geholfen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Anfänge der Technik.\*

Von R. Weule.

I.

Der griechische Schriftsteller Philostratus wies seinen Zeitgenossen aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert nach, daß ihre Vorfahren eine ganz anders geartete Rasse von wahrhaft riesigem Wuchs gewesen sein müßten. Die Gebeine des Orestes, die man bei Tegea in Arkadien gefunden hatte, maßten sieben Ellen, die des Ajas in der Ebene von Troja deren gar elf. Andere Skelette, die man auf der Insel Kos und bei Sigeion aufgedeckt hatte, wiesen noch erheblichere Abmessungen, solche von 12 bis 22 Ellen auf. Der Glaube an ein Riesentum des Vornmenschen ist auch dem Mittelalter geläufig. Der Kirchenvater Augustinus widmete dem

\*) Aus R. Weule, Kulturelemente der Menschheit (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde; Preis für Nichtmitglieder 1 M.). In diesem populären Bändchen setzt der Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde die in „der Kultur der Kulturlosen“ mit vortrefflichem Erfolge begonnene Einführung in die Völkerkunde fort. Er behandelt darin die Grund- und Urelemente der Technik, wie sie allen Völkern in ihren Anfängen gemeinsam sind. Wir geben daraus die beiden einleitenden Kapitel wieder.

großen Wuchs und der Danglebigkeit der höchststulichen Vorfahren ein ganzes Buch; die Araber aber meinten, Adam habe die Größe eines stattlichen Palmbaumes gehabt.

Auch die Neuzeit hat sich von dieser Theorie nicht ganz frei zu halten vermocht; selbst ein Sinn hielt Adam und Eva für ein Riesenpaar, dessen Nachkommen aus den verschiedensten Ursachen körperlich mehr und mehr verkümmert seien. Wir Älteren der Gegenwart endlich sind in der Schule belehrt worden, die älteren Germanen seien den Römern wie wahrhafte Riesen erschienen, und selbst noch die Ritter des ausgehenden Mittelalters hätten über Gestalten verfügt, die den Wuchs der Krieger von heute erheblich übertrafen.

Man konnte und durfte derartigen Anschauungen huldigen, solange es noch keine Paläanthropologie gab, d. h. solange man noch keine wirklichen Menschenskelette aus älteren geologischen Schichten gefunden hatte. Heute, wo wir Schädel und ganze Skelettfunde aus alt- und jungdiluvialen Schichten zu Duzenden besitzen, sind wir wohl eher übel zu der anderen Anschauung gezwungen, daß der Mensch jener weit entlegenen, dem Juraalter der Menschheit erheblich näher liegenden Zeit keineswegs größer, sondern kleiner gewesen ist als die Mehrzahl der Rassen von heute. Die großen Skelettfunde der Alten haben wir zudem längst als die fossilen Reste großer vorweltlicher Tiere erkannt.

Auch das biogenetische Grundgesetz spricht für seinen Entwicklungsengang von kleinen Formen herauf. Unter diesem Namen begriff die Wissenschaft von den Organismen, die Biologie, die eigenartige Erscheinung, daß das Einzelwesen in seiner kurzen Sonderentwicklung von der befruchteten Keimzelle an bis zur Vollreife alle die Zwischenstadien durchläuft, die der ganzen Art im Laufe langer Zeiten beschieden gewesen sind, daß somit die Entwicklung des einzelnen sozusagen nur eine kurze Wiederholung, ein Auszug aus der ganzen Stammesgeschichte ist. Auf den Menschen angewendet, ergibt das Gesetz die Tatsache, daß unser Geschlecht nur von sehr hilfloser Herkunft sein kann. Unser frühes Jugendstadium mit der Notwendigkeit seiner Ansumme von mütterlicher Fürsorge bestätigt das ja am besten.

Die Frage nach der ursprünglichen Erscheinungsform des Menschengeschlechts ist für uns aus dem Grunde von so großer Bedeutung, weil mit ihr ohne weiteres auch die andere nach der ursprünglichen Ausstattung für den Kampf ums Dasein angeknüpft wird. War der Urmensch wirklich ein Ungeheuer von mächtiger Kraft und wirkungsvollen natürlichen Waffen: einer wuchtigen Faust, einem scharfen Gebiß und gefährlichen Krallen, so mußte der Ausgangspunkt der Entwicklung zum heutigen Befund ein wesentlich anderer sein als für ein ursprünglich hilfloses Wesen, das über keinerlei natürliche Schutz- und Angriffswaffen verfügte. Für jenen mußte man zur Erklärung der harmlosen Ausstattung des späteren Menschen einen Rückbildungsprozeß annehmen, der durch die Erfindung von Waffe und Werkzeug ausgelöst worden sei; wie die Sachlage sich für den aller Naturwesen baren Naturmenschen der modernen Paläanthropologie gestaltet hat, lehrt uns dagegen folgende Ueberlegung.

Der Herausbildungsherd des Menschengeschlechts kann, wie uns der Verlust seines Haarleides beweist, nur in warmen Gebieten gelegen haben. Dieses selbe Tropen- oder Subtropengebiet muß gleichzeitig, sofern wir uns auf die Klaatschische Theorie stützen, von Vegetationsformen bedeckt gewesen sein, die den werdenden Menschen zum Gehen auf der bloßen Erde und zur Aufrichtung an den einzelfestenden Bäumen zwangen. Dabei erst hat er den alten Kletterfuß zum neuen Stützorgan ausgebildet, Hand und Arm vervollkommnet, die aufrechte Haltung erworben und damit zugleich die Möglichkeit zu jener nunmehr einsetzenden rapiden Entwicklung des Gehirns und der Sprachorgane gewonnen, die den ursprünglich unmerklichen Abstand unserer Spezies von der übrigen organischen Welt zu einer abgrundtiefen, gähnenden Kluft erweitert hat. Zu dem allen aber hat er in einer Naturumgebung leben müssen, die frei war von gefährlichen Feinden, denn er war wehrlos von Natur; er hat tatsächlich, wie Klaatsch sich ausdrückt, lange Zeit die Günst eines Paradieses genießen dürfen. Wo dieses Paradies gelegen und bis zu welchem Zeitpunkt der Aufenthalt in diesem vermutlich sehr weiträumigen Urkontinent gedauert hat, ist uns völlig unbekannt; die Frage ist auch vollkommen belanglos der Notwendigkeit gegenüber, mit welcher der Mensch schließlich über die Grenzen seines Herausbildungsherdens hinaus in andere, für ihn weniger günstig ausgestattete Erdräume gedrängt worden ist, solche mit wildem Getier und weniger günstigen Klimaverhältnissen. Damit beginnt sofort auch der Kampf mit beiden Elementen. Wie hat er ihn durchzuführen vermocht, ohne doch für ihn im geringsten gerüstet zu sein?

Die Antwort läßt sich in ein einziges winziges Wörtchen zusammenfassen: Er hat durch die Technik gesiegt. Aber welche fundamentale Bedeutung liegt in diesem einen Begriff, sofern wir ihn nur richtig an der Gesamterscheinung des organischen Lebens auf der Erde zu ermessen bestrebt sind! Die folgenden wenigen Momente zum Verständnis.

Gelangt ein Tier in einen von seinem bisherigen verschiedenen Lebensraum, so paßt es sich ihm an, indem es mit seinem eigenen Körper reagiert, d. h. eine Gegenwirkung ausübt. Kommt es aus heißen in kältere Regionen, so wächst ihm, wie es die Tropicentiere im Hagenbeschen Tierpark zu Stellingen bei Hamburg so schön zeigen, alsbald ein dichter Pelz. Eine umgekehrte Verpflanzung wird eine etwaige Enthaarung zur Folge haben. Der Mensch besitzt

diese Fähigkeit der körperlichen Reaktion nicht mehr. Zwar ist er anpassungsfähiger als irgendein anderes Lebewesen, doch verdankt er seinen Sieg über die Natur und den größten Teil der Erdoberfläche lediglich einem vollkommen außerkörperlichen Verfahren: er hat an die Stelle der ihm fehlenden natürlichen Waffen künstliche gesetzt; an die der bei ihm fehlenden kräftigen Organe zum Graben, Bohren, Schaben, Reiben, Kratzen und dergl. das außerkörperliche Werkzeug. Als Ersatz für das ihm entzündene Haarleid hat er die Kleidung erfunden. Die Unmöglichkeit, sich nach Art vieler Tiere durch leuchtende Farben des Gefieders oder der Schuppen, oder durch Hörner und Geweihe, durch Krämme und dergl. zeitweilig oder dauernd zu verschönern, hat er durch die ganz allgemeine Erfindung höchst mannigfaltiger, außerkörperlicher Verzierungsmethoden ersetzt. Den alten Nesterbau endlich hat er ganz allgemein zum Haus erweitert.

Selbst wenn man auch von allen diesen Erfindungen stets nur die allerersten Anfänge, die Urformen, so weit sie noch feststellbar sind, zusammenhält, stellt ihre Gesamtheit schon eine recht beträchtliche Summe von Geistesarbeit dar. Um eine solche allein handelt es sich in der Tat in diesem Fall; nur seiner in der organischen Welt einzig dastehenden Gehirnentwicklung verdankt der Mensch den Eintritt in diese Bahn eines unaufhaltsam nach oben führenden Fortschritts, der nur der Menschheit eigentümlich ist.

Die Aufrichtung des Körpers selbst ist die Vorbedingung für jene Gehirnentwicklung gewesen, weiter ist unser Vorfahr erst durch die Befreiung der Hand von der Mechanik des Laufens und Kletterns in die Lage versetzt worden, sich alle die zahllosen Gebrauchsgegenstände anzufertigen und herzustellen, die für alle Teile der heutigen Menschheit bezeichnend sind und die ihn mehr vielleicht als irgendein anderer Zug aus der Welt der übrigen Organismen herausheben.

Der Vorzug des Besitzes größerer Geistesgaben an Stelle der verlorenen körperlichen Anpassungsfähigkeit stellt für unsere Vorfahren nun zwar die Kraft für die Wanderung auf jener Bahn des Fortschritts dar; aber in welcher Weise diese Kraft nutzbar gemacht worden ist, läßt sich darum noch nicht ohne weiteres erkennen. Für die Ethnologen bildet dieser Punkt auch heute noch eine vielerörterte Streitfrage.

Die am meisten geteilte Anschauung ist die des Geographen und Philosophen Ernst Haeckel\*) (geb. 1808, gest. 1896) von der Fähigkeit der Selbstbeobachtung und der Organprojektion. Unter jener versteht Haeckel die Fähigkeit, die Zweckmäßigkeit eines einmal erprobten Gerätes zu erfassen, also, um ein konkretes Beispiel der frühesten Urgeschichte vorweg zu nehmen, die Beibehaltung eines beim Schaben oder Bohren einmal erprobten Steins auch für die Zukunft. Die Golithen fassen wir tatsächlich als derartig für zweckmäßig befundene unbearbeitete Steine auf. Mannigfaltige Beobachtungen haben ergeben, daß Affen sich zwar ebenfalls derartiger „Golithen“ zum Aufklopfen von Kernfrüchten und dergl. bedienen; daß sie jedoch ein einmal erprobtes Gerät auch weiterhin und sozusagen als Privateigentum beibehielten, ist meines Wissens noch nicht erlaubt worden.

Haeckel geht nun aber weiter. Er sagt: die Zweckmäßigkeit ist ein relativer Begriff, für den der Urarm ein Maßstab haben mußte, um jene überhaupt erst feststellen zu können. Dieser Maßstab aber seien die eigenen Gliedmaßen gewesen; der Mensch habe nur an der Unwirksamkeit seiner Fingernägel erkennen können, daß ein Stein- oder Holzsplitter von bestimmter Form besser bohrte, grub oder schabte als jene; daß ein unten verdickter Knüppel tiefere Weulen schlug als die eigene Faust, mit der er bisher auf den Gegner losgeschlagen hatte. In diesem Sinne seien die ersten Werkzeuge und Waffen nichts anderes als eine Verlängerung, Verstärkung und Verschärfung der leiblichen Organe des Menschen unter Benützung der gerade zur Hand befindlichen Gegenstände. Die Länge sei lediglich eine Verlängerung des zum Stoß gestreckten Gesamtarms, mit der sich das Ziel naturgemäß leichter erreichen läßt als mit dem Körperglied allein; der Stein in der geschlossenen Faust ein weit unempfindlicherer, dabei wirksamerer Hammer als die geschlossene Hand selbst; der gestielte Stein weit wichtiger als der geschwungene Unterarm mit der daran sitzenden Faust, den der Hammer ja tatsächlich nachbildet, indem sein Stiel gleichzeitig den Hebel des menschlichen Armes verlängert. In dieser Hinausverlegung der Wirksamkeit von Werkzeug und Waffe aus dem Körperbereich selbst nach außen sieht Haeckel das Wesentliche des ganzen Vorgangs, und im Hinblick auf sie hat er den Ausdruck „Organprojektion“ geprägt.

Den Vorgang der Werkzeugerfindung selbst haben wir uns ganz zweifellos als etwas sehr Langdauerndes zu denken; er ist sicherlich zunächst mehr ein Finden als ein Erfinden gewesen, doch geht ein neuerer Autor, Dr. Müller-Lyer, zu weit mit der Behauptung, daß von einem besonderen Nachdenken und einer bewußten Absicht auch beim Menschen nicht die Rede sein könne. Hätten, so muß man dem entgegenhalten, unsere Vorfahren jener bewußten Geistesfähigkeit ermangelt, so hätte ihnen weder ihr Verstand, noch auch ihre Hand, ein so wunderbares Muster aller Werkzeuge auch ist, etwas genügt — sie ständen technologisch auch heute noch auf derselben Stufe wie unsere Vetter aus dem Tierreich, die Affen, die jeden Stock oder Stein, den sie soeben zum Schlage verwendet haben, achtlos zu Boden fallen lassen.

Fördernd ist für den Menschen ein weiterer Umstand gewesen: das Vorhandensein zahlreicher Gegenstände in der Natur, die entweder ohne weitere Zurechtung als Waffe oder Werkzeug brauchen konnte, oder die er, nachdem er die Zweckmäßigkeit der Form durch gelegentlichen Gebrauch erprobt hatte, einfach nur nachzubilden brauchte. Die Grundtypen des Keils, des Meißels, der Art und des Beils fand der Vorfahr in jedem Geschiebe, am Meeresstrand und am Flußufer; Quarze und Feuersteine sind sogar oft infolge der Zerlegung anderer, von ihnen einst umschlossener Stoffe von Natur aus durchlöchert, so daß derartige Stücke selbst noch in jüngerer Zeit als Anker und Regenster benutzt worden sind. Schon durch ein derartiges Gebilde hat der Mensch den Hammer und die Art erfinden können.

Reich sind auch Tier- und Pflanzenwelt an solchen Vorbildern. Jedes knieförmige Aststück ist das Modell des Hakens, der Hake, des Hammers, der Art; jeder Dorn das der Nadel und des Friemels; jeder Wurzelknollen das der Keule. Bambussplinter dienen bei manchen Tropenvölkern noch heute zur Beschneidung, im malaisischen Archipel auch zur Ausführung der grausigen Sitte der Kopfschlag. Moes- und Agavenblätter werden hier und da als Schwerter verwendet.

Im Tierreich endlich sind die Gebisse, Gehörne und Geweihe der Vierfüßler, die Krallen und Schnäbel der Vögel die gegebenen Vorbilder für mancherlei Waffen. Das Schwert des Sägesittichs wird in Neuguinea noch heute als gefährliche Angriffswaffe geschmungen; es hat nicht fern gelegen, nach diesem Vorbilde ganz gleich geformte Holzschwerter nachzuschaffen; auf den Gilbertinseln in Mikronesien und der kleinen Matininsel (Matouku) vor der Nordküste von Kaiser-Wilhelmsland versehen die Eingeborenen fast alle ihre Waffen mit den messerscharfen Zähnen des Haifisches; der Inder endlich hat sich in seinem Bagh-Bagh einen Schlagring konstruiert, der eine fast naturgetreue Nachbildung der Tigerkralle ist.

## Das Theater als Geschäft.

Nur die wenigsten Leute huldigen noch immer dem holden Wahne, daß das Theater eine den idealsten Kunstbestrebungen dienende Stätte sei — einem geheiligten Tempel vergleichbar, zu dem man mit frommem Schauer wallfahrten gehe. Alle „Bühnenkonfessionäre“, d. h. die Theaterunternehmer, sehen darin lediglich ein gut oder schlechtgehendes „Geschäft“ — nichts mehr. Max Epstein, der als Rechtsanwalt und Librettist während des letzten Jahrzehnts an den meisten Theatergründungen in Berlin nebst einigen großen Provinzialstädten direkt oder indirekt mitgewirkt hat, erbringt für jene Anschauung erdrückende Beweise in einer eben erschienenen Broschüre: Das Theater als Geschäft (Arel Junfers Verlag, Charlottenburg). Er verschließt sich nicht der offenen Tatsache, daß das Theaterwesen zurzeit auf der absteigenden Entwicklungslinie sich bewege, ja, daß es hiermit in Berlin am schlimmsten bestellt ist. Wenn man aber sage: die unerschwänglich hohen Eintrittspreise oder die Unfähigkeit der Direktoren oder der Mangel an dramatischen Talenten trage daran die Schuld, so sei das ein Irrtum. Nicht ein bestimmter Punkt bezeichnet die Ursache des allgemein zugegebenen Rückstandes, sondern eine ganze Reihe von Momenten. Sie alle vereinigen sich in dem großen Kapitel: „Das Theatergeschäft“.

Die ganze Materie setzt sich aus zwei Dingen zusammen: Theatergründung und Theaterbetrieb. Bei der ersteren Kategorie fallen „unbegründete Gründungen“ und „vernünftige Gründungen“ ins Auge. Beflügelnd sind die „unbegründeten“. Wer in Berliner Kaffeehäusern, die überwiegend von untätigen Literaten, Schauspielern, Artisten und Geschäftsagenten frequentiert werden, verkehrt, begegnet fast täglich solchen „Gründern“ mit und ohne „Ideen“. Als „die schlimmsten“ bezeichnet Epstein diejenigen, die überhaupt keine Idee haben, sondern die nur Direktoren werden wollen. Das sind die Paralytiker der Theatergründungen. Einen sehr schweren Fall bilden dann die Größenwahnsinnigen. Sie fangen nicht mit einer kleinen Gründung an; nein, sie haben Millionenprojekte — obwohl sie selbst als zugereifte meistens arme, existenzlose Schluder sind, oft nicht einmal ihre Kaffeekasse bezahlen können. Jemand ein brotloser Architekt mit zeichnerischen Grundrissen befindet sich bei ihnen. Die stolzesten Museentempel sind bereits in der Phantasie fertig; fehlt „bloß“ noch der Baugrund und das Baukapital. Es sind — Luftschlösser. Solcher Phantasten laufen in Berlin etwa 20, man kann aber dreißig behaupten, ein paar Duzend umher. Sie „gründen“ immer.

Eine Betrachtung „vernünftiger“ Gründungen lehrt nun aber, daß es gar nicht so einfach ist, ein Theater zu schaffen. Zunächst ist mit der behördlichen Theaterbauordnung zu rechnen, selbst dann, wenn mit dem Projekt, der Baugrund und die Bau- und Betriebskapitalien gesichert sind. Aber der Mammon, das ist ja eben die schwierigste Frage, zumal Kapitalisten, die mit dem Theater genau vertraut sind, nie oder doch nur selten Gelder herzugeben pflegen. Schon der Bauplatz allein erfordert Riesensummen. Rechnet man, daß zu einem kleinen Theater (600 Zuschauer) 100, zu einem größeren (1100 Personen) 160 und zu einem großen (1500 Personen) mindestens 200 Quadratrudden nötig sind; erwägt man ferner, daß in Berlin in einer guten Theatergegend die Quadratrudden bis 8000 M. und darüber kostet, so

\*) „Grundlinien einer Philosophie der Technik“, Braunschweig 1877.

# Kleines feuilleton.

## Gaustwirtschaft.

**Zubereitung von Seefischen.** Der Seefisch soll die herrschende Lebensmittelteuerung beschwören helfen. Jedenfalls haben ihm die von städtischen Behörden an vielen Orten eröffneten Seefischmärkte in kurzer Zeit zu einer Popularität verholfen, die er bisher im Binnenlande leider noch nicht besaß. Allerlei Vorurteile standen der Ausbreitung des Seefischgenusses im arbeitenden Volk lange entgegen. Seit die großen Fischhandelsgesellschaften mit ihren modern ausgerüsteten Fangdampfern neue Fischgründe erschlossen haben, können wir zu mäßigem Preise auch solche Fischarten erwerben, die früher, als man auf den Zwergbetrieb in der Seefischerei angewiesen war, als teure Delikatessen nur auf der Tafel der Wohlhabenden erschienen.

Mit der rationellen Zubereitung von Seefischgerichten liegt es bei uns vielfach noch im Argen. Deshalb sei hier kurz zusammengefaßt, worauf es besonders ankommt:

1. Der Fisch muß absolut frisch sein. Die Kiemen sehen dann dunkelrot und die Augen klar aus. Das Fleisch frischer Fische fühlt sich unter dem Druck der Finger fest und dech an. Löst es sich von den Gräten und ist am Maul und an den Kiemen ein unangenehmer Geruch zu merken, so ist der Fisch im Verderben begriffen.

2. Seefisch muß auf das Sorgfältigste gereinigt werden. Alles Blut und schwarze alle Haut wird herausgezogen. Die Flossen schneidet man ab. Köpfe werden gewöhnlich auch nicht mitgelocht. Man wäscht den Fisch mehrmals gründlich, wässert ihn aber nicht. Er wird besonders wohlschmeckend, wenn man ihn vor dem Kochen wenigstens eine Stunde lang an kühlem, dunklem Ort eingesalzen hinstellt und mit Zwiebelringen, feingehackten Petersilienwurzeln oder Blättchen oder jungem Selleriekraut und gemäßigtem Gewürz bestreut. In dieser Marinade, die ihm den Seewassergeschmack fast ganz nimmt, wird der Fisch mehrmals umgewendet.

Das Fischfleisch ist in seiner Verwendung kaum weniger abwechslungsreich als das Fleisch der warmblütigen Tiere. Je nachdem die Hausfrau über Zeit und Geld verfügt, kann sie es kochen, braten oder schmoren, zu Frilasse, Gulasch, Ragout, Klößen, Klopfen und Buletten verarbeiten. Der Seefisch kann sowohl als selbständiges Gericht wie als Beilage zu sättigenden Gemüsen, wie Sauerkohl, Schmor Kohl, Kohlraben, Drei von grünen Erbsen, zu warmem Kartoffel- oder Bohnensalat, zu bidausgequollenem Reis, wie zu Makkaroni und Nudeln gereicht werden. Hierzu eignen sich besonders Fischkoteletts, Fischklopfe und Fischbuletten.

**Fischkoteletts.** Daumendicke Scheiben von großem Schellfisch, Seehecht oder Kabeljau, die nach der oben gegebenen Anweisung vorbereitet und mit Zitronensaft oder einigen Tropfen Essig betränfelt wurden, trocknet man ab, paniert sie mit Mehl, Ei und Semmel und brät sie in Fett gar.

**Fischklopfe.** 1 Pfund Fischfleisch wird aus Haut und Gräten geschabt und ganz fein gehackt. Von einer Tasse Milch, 2-3 Löffeln Fett und 2 Eßlöffel voll Mehl wird ein Teig abgetraut, d. h. man löst die Milch mit der Butter auf, schüttet das Mehl hinein und rührt dies auf dem Feuer so lange, bis die Masse sich als feicher Klotz vom Topfe löst. Dazu gibt man nach kurzem Verköhlen das Fischfleisch, ein Ei, Salz und Pfeffer oder Paprika. Man formt Klopfe, wälzt sie in Mehl, zerquirtem Ei und geriebener Semmel und brät sie in Fett gar.

**Fischbuletten** lassen sich von Resten gekochter Fische mit oder ohne Zusatz von rohem Fisch herstellen. Das Fischfleisch wird feingehackt. Einen tiefen Teller voll davon vermischt man mit zwei Löffeln Fett, in dem man eine geriebene Zwiebel anlaufen ließ, fügt ein Ei, Salz, Pfeffer, ein wenig Muskatnuß, eine eingeweichte und ausgedrückte Semmel oder feingeriebene gekochte Kartoffeln, nach Bedarf noch geriebene Semmel dazu und formt längliche Brätchen, die mit Ei und Semmel paniert und in Fett braun gebraten werden.

Kocht man Seefische in Salzwasser gar, so füge man außer Lorbeerblatt, Zwiebel und Gewürz einen Guß Essig hinzu. Nach kräftigem Aufwallen müssen die Fische zur Seite des Feuers gar ziehen. Sie sind fertig, wenn man mit einem spitzen Messer oder mit einer Gabel das Fleisch von der Rückengräte abheben kann.

Das Fischklochwasser nimmt einen Teil der Nährstoffe des Fischfleisches in sich auf. Man zieht es deshalb nicht fort, sondern verwendet es zu Suppen. Auch Gräten und Köpfe solcher Fische, von denen man Klopfe und dergleichen bereitet, können zu Suppen ausgelocht werden. Kiemen und Augen schneidet man vorher heraus. Fischsuppe bindet man mit Schwämmehl oder mit Kartoffelsago, oder auch mit übrig gebliebenen fein geriebenen Kartoffeln. Man würzt mit gewiegten jungen Sellerieblättchen oder mit Petersilie.

Sehr zu empfehlen ist es, den vorbereiteten Seefisch gleich in der Sauce fertig zu kochen. Man bereitet eine weiße seimige Grundsauc, der man ein wenig gehackte Zwiebel und eine Prise Pfeffer beifügt. Der Fisch wird in die heiße Sauce gelegt und langsam zum Kochen gebracht. An der Seite des Feuers läßt man ihn gar ziehen. Kurz vor dem Anrichten gibt man der Sauce den gewünschten Geschmack, indem man sie mit Zitronensaft, mit gehackter Petersilie oder mit Senf oder mit Meerrettig würzt. M. Ks.

verschluckt der Baugrund im ersten Falle 600 000, im zweiten und letzten Falle 950 000 bis fünfviertel Millionen Mark. Dann kommt erst der Theaterbau, der bei einem Hause von etwa 1000 Personen nicht unter 1300 000 M. herzustellen ist. Kostet doch schon eine gute Bühne mit allen modernen Maschinen usw. an 150 000 M. Da ist der Einzelbesitz eines Theaters von vornherein so gut wie ausgeschlossen. In der Tat gibt es heute kaum noch einen Direktor, der ein Theater besäße; sondern die meisten fungieren als Vertreter der geschäftlichen Interessen ihrer Geldgeber und sind mit eigenem oder auch anderweitig hergeholtem Betriebskapital mitbeteiligt. Daraus, daß die Theater großkapitalistische Unternehmungen geworden sind, erklärt sich auch ihr geschäftsmäßiger Betrieb. Denn es verlangt selbst ein kleines Theater flüssige 150 000 M.; und zwar 25 000 M. Sprechfonds (mit dem zwei Monatsgagen für das Personal gedeckt werden, falls der Unternehmer Pleite macht), 25 000 M. Mietskaution, 10 000 M. sonstige Kautionen, 20 000 M. Vorschüsse an Mitglieder, Autoren und Verleger, und der Rest von etwa 70 000 M. als Betriebskapital. Gilt ein Theater, wenns „geht“, noch immer als das rentabelste Unternehmen, so kann man sich erst ein ungefähres Bild davon machen, wenn man weiß, welche Summen aus ihm herausgetwirft werden müssen. Zu den enormen Grund- und Theaterbauzinsen, Steuern, Brandversicherungsbeträgen, Wagen usw. usw. tritt noch der Pachtzins, der z. B. beim Metropoltheater jährlich zirka eine Viertel Million Mark, bei den kleinsten Theatern (Arionan, Lustspielhaus) 50 000 und 75 000 M. ausmacht. Nun ist jeder Unternehmer bestrebt, soviel wie möglich herauszuschlagen. Es spielen also bei der Finanzierung die verschiedensten Neben- oder Unterpächten (die Garderobe, der Theaterzettel, das Restaurant, Scheinwerfer, Melame, Toiletten) eine wichtige Rolle im Wirtschaftsetat. Hierdurch allein werden schon jährlich 50 000 bis 150 000 M. sicher einfließen. Eng verbunden mit dem Kapitel: Unterpächten ist das Kapitel: Vereinswesen. Allerhand große wie kleine Vereine beziehen die Villen zu ermäßigten Preisen, sei es vom Unternehmer selbst oder daß ein Geschäftsmann feste Pauschalbeträge für gewisse Tages- oder Abendvorstellungen an den Direktor zahlt und hierfür den ganzen Zuschauerraum oder eine beliebige Anzahl von Eintrittskarten erhält. An solche Villenhändler werden auch sonst beständig ganze oder halbe Theaterräume verpachtet; und diese Firmen besorgen nun die Unterbringung der Villen — wobei das Publikum oft gründlich hineingelegt wird.

Die wenigsten Theater haben sich freigehalten vom kapitalistischen Profitgier. In Berlin sind das, neben den Schiller-Theatern, die nicht mehr als 5 Proz. Dividende herauswirtschaften wollen, nur noch die beiden Freien Volksbühnen. Natürlich werden solche Unternehmungen von allen privatkapitalistischen Theaterbetrieben als lästige Konkurrenzbühnen, als finanzielle Schädlinge angesehen. Dies aus dem Grunde, weil sie sich den dargebotenen Kunstgenuß vom Publikum mit erheblich kleineren Eintrittspreisen bezahlen lassen, also den künstlerischen Zweck vor das Geldgeschäft stellen.

In einem besonderen Kapitel beleuchtet Epstein auch das Verhältnis zwischen Theater und Presse. Er scheidet da die „gute“ Presse von der schlechten, die „anständigen“ Zeitungen von den unanständigen, die berufene Kritik von der unberufenen. Natürlich liegt bei der Theaterkritik wie überhaupt beim kapitalistischen Journalismus viel im Argen. Das ideale Kunststrichertum von ehemals ist längst zum Brotgewerbe degradiert — durch den Kapitalismus. An sich macht und gegenstandslos kann die Kritik doch Heil und Unheil anrichten; denn sie hat die Tagespresse als weittragende Stimme der Deffentlichkeit vor dem Theater voraus — trotzdem oder gerade weil dieses auch nur ein geschäftliches Unternehmen ist. Daß in Berlin nur vier bis sechs Zeitungen für das materielle Wohl oder Wehe der Theater in Frage kommen sollen, klingt allerdings wenig glaubhaft; es verhält sich aber doch so. Sehr begründlich haben ein paar „tonangebende“ bürgerliche Zeitungsunternehmungen dank ihrer Inseratenplantagen usw. die größte Verbreitung. Daß sie deswegen auch die besten Kritiker aufzuweisen hätten, ist jedoch nicht der Fall. Viel häufiger besteht die Regel, daß ein wirklich einsichtiger kenntnisreicher Kunsttrichter geradezu in der großkapitalistischen Presse unmöglich ist — wenn er sich nicht als Wetterfahne gebrauchen lassen will. Es wird dort also leicht einer zum großen Unmen hinaufgeschraubt sein, sofern er's versteht, derselben wohlhabenden Bürgerklasse, die sich als Leser in seiner Zeitung wie als zahlungsfähiges Publikum im privatkapitalistischen Theater vereinigt, gefällig zum Maul zu reden. Man zeige uns bei irgend einer „erstklassigen“ Zeitung auch nur einen halbwegs unabhängigen Kunst- und Theaterkritiker! Und weil eingeständenermaßen alle Tageskritik ohne jegliche Wirkung ist, so muß es doch etwas ganz anderes sein, was an dieser halben Schreiberei schädigend oder nützlich ausfällt. Die „bedeutendsten“ Kritiker Berlins hätten sich beispielsweise gegen das unkünstlerische Repertoire des Lustspielhauses die Finger wund schreiben können — und Herr Zidel hätte doch glänzende Geschäfte gemacht. Warum? weil Berlin eine Millionenstadt ist. Es gibt eben noch ein Mächtigeres, als alle Scherl-Kästlein-Rosse zusammengenommen, das ist die kompakte Mehrheit, das große Publikum. Der Wunsch Epsteins: die wirkliche Theaterkritik mit dem „sachlichen Referat“ vertauscht zu sehen, entspricht nur einer kapitalistischen Anschauung aller Dinge. Wahrheit unabhängig nach jeder Richtung ist nur das Kunsturteil in der sozialdemokratischen Presse. a. k.